

Bezugs-Preis
Der Zeitungspreis beträgt...

Sachsen-Zeitung.

Anzeige-Gebühren
Für die Aufnahme von Anzeigen...

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Verkauf und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 37.

Halle a. S., Sonnabend 16. Januar 1897.

Verleger Hermann
Sternberg, Leipzigerstraße 1

Zur Börsefrage.

Seit Wochen herrscht in einer bestimmten Gruppe von Berliner Blättern, wie „Börse-Kourier“, „Börse-Zeitung“, „Berliner Tageblatt“ und neben vielen anderen natürlich auch in unserem hiesigen freisinnigen Organ eine große Aufregung; und warum der Käse? Weil der Staat sich erkühd hat, in den Vorstand der Börse auch Männer aus anderen Berufsständen zur Mitwirkung an den dort zu übenden Funktionen hinzuzuziehen. Wir müssen gestehen, daß wir den Schmeißer der Berliner Börse verhältnißmäßig finden, fährt doch bei der Berliner Börse der Staat hauptsächlich mit silberndem Eisen in eine eiterige Wunde des Volkswohls. Daß aber auch das hiesige Freisinnblatt so außer Rand und Band gerath, wo es doch hier in Halle an der Börse, wie es ja auch selber sagt, ist und bleiben wird wie es war, gleichviel ob da nun ein Paar Landwirthe im Vorstand sind, das ist uns in der That nicht recht verständlich! Und noch weniger verstehen wir es, daß sich das Blatt fortwährend bemüht, zu beweisen, daß der gesammte Handelsstand, die gesammte Kaufmannschaft nun so ipso an der Börsefrage interessiert ist, ja daß folgend den inneren Regungen seines Herrschens den Kaufmannstand dem Adel gegenüber stellt, um nun mit den alten verrottenen Waffen der Demokratie besser durchschlagen zu können. Wir glauben die richtige Situation am besten zu bezeichnen, wenn wir an dieser Stelle gleich die Ansicht zur Wiederholung bringen, welche ein allerdings vornehmer Vertreter der Handels- und Industriezweige, nämlich die „Allgemein-Weisung“ über die Stellung dieser Kreise zur Börsefrage äußert:

„Zu befürchten ist, daß viele fortschrittlichen Functionäre der Börsefrage in manchen Kaufmannskreisen nicht so wohlwollend sein werden, wie es ihnen der Kaufmann so lange vorgeschrieben, daß man sie bekämpfen sollte, bis sie es glauben. Das Interesse einer „Börse-Kourier“, welche den Stamm der Hauptkrisen darstellt, ist nicht einmal mit dem Interesse der vielen soliden und wirtschaftlich eminent wichtigen Banken gleich; gewiss nicht mit demjenigen des sich dem realen Handelsgewerbe widmenden achtbaren Kaufmanns oder der Industrie. Was wollen denn die Herren an der Börse betreiben? Fühlen sie sich über die Zukunft getrübt? Willen sie die Zukunft der Industrie verkühd und verachten sie die Interessen der Kaufmannschaft und der in der bergahischen Industrie gefassten Interessen und der in der bergahischen Industrie gefassten Interessen und der in der bergahischen Industrie gefassten Interessen? ...“

Das bezieht sich ja hauptsächlich auf die Berliner Börse, aber die einleitenden Worte sollte sich das hiesige Organ der Freisinnigen merken. Was ist denn eigentlich im Spiel, um was handelt es sich? Handelt es sich um das, daß die Landwirtschaft, welche seit Mitte dieses Jahrhunderts im Fahrwasser des Mandelsterns gefahren war, welche sich in Verrechnung ihrer uralten Interessen vollkommen des Einflusses auf den Ausbau der Gesetzgebung begeben hatte, infolge der veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse aufgerüttelt worden ist und einsehen gelernt hat, daß das Wohl und Wehe der produzierenden nationalen Mittelstände sich nicht mit den Interessen des Großkapitals und internationalen Handels deckt. Was Wunder, wenn nun die Landwirthe ihre eigenen Interessen wahren wollen, wenn sie vom Staate verlangen, daß auch ihre Interessen berücksichtigt werden, und sich nicht ein erfindliches Heiden, das auch die Regierung zur Einsicht gelangt ist, daß die Lehre von dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte theoretisch ganz schön aussieht, daß es aber in der Praxis dazu geführt hat, ganze weite Kreise der besten Bevölkerung des Staates, die Mittelstände: Landwirth, Handwerker und Kaufmann, durch wahren Straußerei Meiden ausbeuten zu lassen? Wohin laufen denn die Bestrebungen des Verbandes der deutschen Kaufleute, der Handwerker, der Landwirthe anders hinaus, als dahin, daß der Staat fordern möge, daß die ehestige Arbeit im Lande ihrer Lohn finden und der unrichtigsten Ausbeutung Einhalt geboten werde? Und was heißt es denn, wenn der Staat überzogen von der Berechtigung dieses Strebens im Interesse des Kaufmanns gegen den unläuteren Wettbewerb vorgeht, im Interesse des Handelsorganisationen schafft und dem nach Millionen zählenden Berufsstände der Landwirthe ermöglichen will, daß er mitwirkt bei der Art des Verkaufes und der Preisstellung der Produkte des Landbaues und der Viehzucht, die für ihn die einzige Quelle des Einkommens bilden. Ist es denn wirklich ein richtiger Zustand, daß, wie wir's ja erlebt haben, ein Paar fragwürdige Jodeler in Berlin fürs ganze deutsche Vaterland den Protektions billigen Wein, mer recht und billig bestell, der muß sagen es ist, wie auch die „Saalezeitung“ in Nr. 600 des vor. Jahres zugest, daß das Bestreben der Landwirthe begründet, mitzuwirken bei der Preisstellung ihrer Produkte, wie ja auch jeder Fabrikant, jeder Handwerker selbst den Preis seines Produktes mitbestimmt. Deshalb also die Entrüthung, wenn nun die Staatsregierung verlangt, daß die Getreidebörsen, denen sie Rechte verliehen hat, Vertreter des Berufsstandes der Landwirthe in sich aufnehmen sollen!

Wenn die Herren der Halleischen Börse solche das Bestreben

der Landwirthe nach Mitwirkung bei der Börse verständlich finden, warum lösen sie sich auf? Darauf giebt uns die „Saalezeitung“ Antwort, indem sie am 17. Dezember schreibt: „Man kann es den Mitgliedern der Halleischen Börse wahrlich nicht verdenken, wenn sie Herren in eigenen Hause bleiben und sich nicht von Leuten dreinreden lassen wollen, die mit der Börse selbst nichts zu thun haben.“

Das ist aber nur die Privatmeinung des genannten Institutes. Die Halleische Börse hat im Sommer des verflochtenen Jahres dem Herrn Minister bereits erklärt, daß sie die Vertretung der Landwirtschaft selbst für unthunlichwerth hielt. Dagegen wird nach Ansicht der Parte eine Beibehaltung der Landwirtschaft an derselben und an den dazwischen vorgeschriebenen Wahlen nach der Richtung ohne Bedenken sein, daß eine Anzahl von Landwirthen sich als Mitglieder der Börse aufnehmen lasse und in ordnungsmäßiger Weise zu den Rollen der Börse beizutreten. Wenn die Landwirtschaft in größerer Menge beitreten oder sich das erforderliche Vertrauen erworben hätten, würde ihnen ein ausreichender Einfluß bei den Wahlen zur Seite stehen, weshalb eine entsprechende Anzahl von Landwirthen in den Vorständen gewählt werden könnte. Solches würde an der Börse zu Gunsten sein, denn der dort herrschende Stimmung, welche eine Gewerkschaft zur Landwirtschaft, sondern ein einziges Zusammengehen mit ihr bewirkt, unfraglich ändern würde.

So schreibt man der „Saalezeitung“ in Nr. 600. Derselbe Artikel schreibt aber sehr ungenau darüber, daß der Herr Minister für Handel und Gewerbe von diesen Vorschlägen keine Notiz genommen, ja daß er an anderer Stelle ausgeführt hat, daß er es als seine Aufgabe betrachte, die den Produzenten der Interessen der landwirtschaftlichen Produktion und der Konsumtion zu vertreten! In Wahrheit jedoch, welche vorliegend und beruhigend wirken sollte und die verurtheilt höher, daß Produzenten die ihr vom Staate eingeräumten Rechte nur ausüben dürfen, wenn sie in ihren Vorstand die Vertreter des Berufsstandes Landwirthe aufnehmen, welche vorgeschlagen durch die Repräsentanten der Landwirtschaft, die Landwirtschaftskammern nach § 2 des Gesetzes über die Landwirtschaftskammern mitwirken sollen bei der Verwaltung und den Beschlüssen der Produktions- und der Konsumtion. Diese Mitwirkung aber ist nicht als eine Kontrolle, sondern als ehestige Mitarbeit gedacht, welche vorliegend und beruhigend wirken sollte, wie der Minister Dr. zur Kritik in seiner Schrift über die Landwirtschaftskammern ausführt. Warum in aller Welt wird von der anderen Seite diese ehestige Mitarbeit des großen weiten Berufsstandes der Landwirthe, mit dem man doch wie dem Herrn Minister ausdrücklich geschrieben wurde, ein einziges Zusammengehen mündigt, so entrüthelt nicht gemindert? Nach der „Saalezeitung“ (Nr. 600) angeblich deshalb, weil der Landwirtschaft Rechte eingeräumt werden, ohne daß sie sich ihnen überlassen. Sollte man wirklich so feindselig sein und glauben, daß die Landwirtschaft nicht gern ihre Rechte und Gebühre hier wahrlich gar nicht erobert werden) übernehmen wird, um ihrerseits mit beizutragen nach besten Kräften den soliden Handel und Verkehr mit unteren einheimischen Produkten im Interesse des gesammten Vaterlandes an heben und zu fördern. Da hat die Landwirtschaft schon ganz andere Opfer im Interesse der Geltung des Handels gebracht, wir erinnern an die Errichtung der Veruchshaltung zur Kontrolle der Dünge- und Futtermittel! Dann schreibt die „Saalezeitung“, daß freie Männer, welche ihre Thätigkeit im Ehrenamte ausüben, sich keine Bezahlung für ihre Thätigkeit begehren. In der That ist es nicht möglich, daß die Landwirtschaft für diese ihre Thätigkeit besoldet werden. Ist dies ein Grund? Geht nicht aus dem Geleg hervor und haben wir nicht oben erwähnt, daß es sich um eine ehestige Mitarbeit handelt? Da sich in Halle an der Börse, wie die „Saalezeitung“ selbst sagt, keinerlei Mißstände bis jetzt gezeigt haben, warum that man sich mit den oben von der „Allgemein-Weisung“ charakterisirten Berliner Getreidepekulanten zusammen? Warum nimmt man die Mitarbeiterschaft der Landwirthe nicht an, mit der man doch selbst ein einziges Zusammengehen mündigt? Warum that man dies nicht um so mehr, als auch die Vertreter der Landwirtschaft ihr Amt im Ehrenamte verwalteten sollen, und nicht für diese Thätigkeit besoldet werden, also auch nicht bezahlte Beamte sein sollen, die man so sehr verwarf. Schließlich soll die Bestimmung des Herrn Ministers, daß ohne Weiteres drei Mitglieder der Landwirtschaft im Vorstand vertreten sein sollen, als ein Eingriff in das freie Selbstbestimmungsrecht des Kaufmannsstandes empfunden werden, welchen Standes sich ein Stand, der auf Ehre hält und die Achtung seiner Mitglieder erwarbt, sich nicht gefallen lassen kann und darf!

Wir wiederholen: der Herr Handelsminister betrachtet es als seine Aufgabe, bei den Produzenten der Interessen der landw. Produktion und der Konsumtion zu wahren. Da die Börse aus sich heraus ihm nicht genügend Garantien geboten haben, daß sie selbst dafür sorgen, so bestimmt die Staatsregierung, daß hinfür Produzentenbörsen die ihnen staatlich verliehenen Rechte nur ausüben dürfen, wenn sie die Vertreter der Landwirtschaft in den Vorstand aufnehmen, was die allein von Bedeutung sein und wirklich mitwirken können. Sieht die Börse hierzu eine Beibehaltung, so ist es ihr gutes Recht zu sagen, wir lösen uns auf. Da kann Niemand

was dagegen thun. Was aber der gesammte Kaufmannsstand mit der Börse zu thun hat, und was dessen Ehre verlegt sein soll, das verleben wir nicht und wohl viele andere, wie z. B. der oben angeführte Ausschnitt aus der „Allgemein-Weisung“ beweist.

Wir sind überzeugt, daß das Verhalten der Produzentenbörsen die Staatsregierung nur in der Ueberzeugung stärken kann, daß sie mit ihren Maßnahmen auf dem richtigen Wege ist und daß sie sich keineswegs durch die Interessen von der selbsthiesigen Aufgabe, bei den Produzentenbörsen die Interessen der landw. Produktion und der Konsumtion zu wahren, wird abdrängen lassen. Und ebenso sind wir überzeugt, daß die breite Masse des deutschen Volkes, wie es ja der mit so überwältigender Majorität des Reichstages gefasste Beschluß des Verbotes des börrenmäßigen Terminhandels zeigt, hinter der Regierung steht. In diesem Vertrauen aber sollte der solide Handel die Regierung unterstützen und sich nicht dazu beugen lassen, dem internationalen Jobberthum Handelsdienste zu leisten. Dies, nicht aber die gemeinliche Arbeit mit der Landwirtschaft wird seinem Ansehen im deutschen Volke schaden.

Deutsches Reich.

* Kaiser Wilhelm begab sich gestern Vormittag gegen 10 1/2 Uhr nach Budow zur Abhaltung der alljährlich in diese Zeit fallenden großen Hofjagd. Ende Februar wird das Kaiserpaar im Zusammenhang mit dem Centenariofeier des Geburtstages Wilhelms I. den Hof zu einem größeren Aufenthalt um sich veranlassen, auf welchem die Feiern und Uniformen des Jahres 1777 maßgebend sein sollen.

* Die Feste des jüngsten Sohnes des Königs Heinrich wird am 30. d. M. stattfinden. Das Kaiserpaar und die Kaiserin Friedrich werden zur Teilnahme an der Feste mit Sicherheit erwartet.

* Das Staatsministerium trat gestern Nachmittag zwei Uhr unter dem Vorsitz des Fürsten D. hofen in Reichstagsgebäude zu einer Sitzung zusammen.

* Auch gegen die „Allgemein-Weisung“ soll nach dem „Allgemein-Weisung“ ein Ermittelungsverfahren auf Veranlassung des Kriegsministeriums folgen, welches möglichstenfalls zum Zeugnis gegen den Reichstag vorgehen wird. Es handelt sich um die vorzeitige Veröffentlichung der Kabinettsordre über das Duellwesen und die Ehrengefolge.

* Aus dem Reichstage. Nicht weniger als ein halbes Dutzend der wichtigsten Vorklagen hat der Reichstag in kurzer Frist vom Bundesrathe zu erlangen. Eine der ersten dürfte darunter das Handelsgefecht sein, das recht umfangreich, wohl trotzdem im Reichstage keine allzu langen Erörterungen hervorgerufen wird, weil es auf Grund von Verhandlungen mit Vertretern der Handelskreise selbst zu Stande gekommen ist, also die aus den Interessentkreisen stammenden Wünsche, soweit als möglich, schon berücksichtigt hat. Wie schnell sich die Militärtraktatprozedur in dem Bundesrathe vorfertigen lassen, ist noch immer nicht abzusehen. Das es jedoch nicht mehr allzu lange dauern wird, bis der Reichstag sich auch mit dieser wichtigen Materie befassen wird, ist sicher. Bis vor Kurzem wurde allgemein angenommen, daß, nachdem die verbandeten Regierungen dem Reichstage in der laufenden Tagung bereits die verhandelten und recht viele Einzelheiten ändern wollen zu den Unvollständigkeitsgesetzen hatten zugehen lassen, auf die Einbringung weiteren Materials in der Arbeiterverordnungsfrage verzichtet werden würde. Nach den im Reichstage von der Regierungseite neuerdings gefassten Aeußerungen darf aber nunmehr auch als sicher angesehen werden, daß in ganz nächster Zeit der Bundesrat die Novelle zu der Invaliditäts- und Altersversicherung, deren Erkenntnis bekanntlich die andere Verteilung der Renten ist, erlangen und dem Reichstage dann sofort zu stellen wird. Auch das Auswanderungsgesetz dürfte nicht mehr lange auf sich warten lassen. Es hat, nachdem sein erster Entwurf in der Session von 1892/93 im Reichstage überhaupt nicht zur Beratung gestellt war, zur Fertigstellung in der neuen Form so langer Zeit bedurft, daß angenommen werden kann, es haben die Einzelkriterien sich schon früher über die grundlegenden Bestimmungen, wenn auch nicht ganz geeignet, so doch eingehend unterhalten. Es würde danach also länger Fortörterungen in den Bundesratsauschüssen nicht mehr bedürfen. Dasselbe dürfte mit dem an den Bundesrat nunmehr auch gelangten Entwurf über den Exterritorial und die Klafsen- und theilung der Erde der Fall sein. Klaffenheit bei dem letzteren liegt der Schwerpunkt der Arbeit in den Vorbereitungen. Wir haben schon neulich ausgeführt, daß die Schwierigkeiten für diese Materie wahrscheinlich erst im Reichstage beginnen werden. Schließlich hat man immer noch die Hoffnung, daß sich auch die Handwerkerorganisationen so lange im Bundesrathe nicht bald werden erledigen lassen. Ebenfalls wird der Reichstag sich mit seinen Aeußerungen etwas besinnen müssen, wenn er dieses neue gesetzgeberische Material neben dem bereits vorhandenen in der laufenden Tagung noch erledigen will.

Parlamentarisches.

Der Vorstand des Reichstages beehrte sich gestern Vormittag mit der Angelegenheit des Reichstagsreformators Schulze. Es wurde beschlossen, demselben für jeden Sitzungstag für 10 Heller je 1 Mark zu bewilligen, alle weiteren Forderungen aber abzulehnen.

Vertical text on the left margin: Zuerst mit dieser: ...



[Nachdruck verboten.]

Abſinth.

Roman von R. Corelli.

19) Aus dem Englischen von Adele Berger.

Er ließ mich ſo raſch los, daß ich leicht zurüctaumelte; der alte, magnetiſche Zauber ſeiner Stimme hielt meine Wuth einen Augenblick lang im Zügel, und ich ſah ihn halbbetäubt an. Die große, geiſtige Schönheit ſeines Geſichtes wurde durch den weichen Glanz des Mondes noch erhöht; ſeine ſtolze, faſt herausfordernde Haltung hätte einen gewöhnlichen Beobachter glauben laſſen, daß er der Beleidigte und ich der Beleidiger ſei. Hätten wir unſere Lebensrollen auf der Bühne geſpielt, ſo wäre die Theilnahme des Publikums ſicherlich ihm zugefallen, denn er ſah ſchon aus und ſprach fürchtlos. Das iſt die ſchurkiſche Inkonſequenz der Welt! Er wartete, als ob er ſeine Kräfte ſammeln wollte; ich wartete ebenfalls, auf die beſte Art und Weiſe ſinnend, um das Satorherz in dieſer heiligen Hülle zu treffen. Ein ſonderbares, nervöſes Zittern ergriff mich; meine Pulse begannen zu ſchlagen; das Blut brauſte ſtürmiſch in meinen Ohren; aber es gelang mir, äußere Ruhe zu erheucheln.

„Wo iſt ſie?“ fragte er abermals.

„In den Straßen von Paris!“ antwortete ich höhnlich.

„Großer Gott, ihr Vater . . .“

„Iſt todt. Was wüniſchen Sie jetzt zu hören? Fragen Sie — ich werde antworten, denn es iſt gut, daß Sie wiſſen, für wen Sie beten, wenn Sie Meſſe leſen.“

Sein Kopf ſank auf die Bruſt herab, und ein tiefer Seufzer zitterte durch ſeinen ganzen Körper.

„Pauline, Pauline!“ hörte ich ihn murmeln, „armes, kleines Kind! Was kann ich für Dich thun?“

Da ſchien die Leidenschaft in mir plötzlich Stimme zu erhalten.

„Was Sie thun können?“ rief ich. „Nichts, jetzt iſt es zu ſpät! Was haben Sie mich für einen Heiligen gehalten? Habe ich je dieſe Rolle geſpielt? Ich habe Ihnen einſt geſagt, daß ich ſelbſt meinem beſten Freunde nicht verzeihen würde, wenn er mich zu betrügen wagte — glauben Sie, daß das bloß Worte waren? Hören Sie! Pauline von Charmilles geſtand mir ihre Liebe für Sie im Geheimen — ich publizirte ſie vor Allen! Ich ſtieß ſie zurück . . . ja, Silvion Guidel, Sie heiliger Mann, ich ſtieß ſie an dem Tage unſerer Hochzeit zurück, in Gegenwart all der ſeinen Leute, die zu unſerer Trauung gekommen waren. O, es war eine ſeltene Nahe, ſüßer als Glück! Nun? Was erregt Ihr frommes Erſtaunen? Sie ſtarren mich ja an, als ſähen Sie einen Geiſt?“

Seine Augen ſtammten.

„Ich ſehe noch Schlimmeres als das!“ antwortete er leiſeſchaftlich. „Ich ſehe . . . o Gott, was ich nie zu ſehen geglaubt hätte . . . einen noch viel ärgeren Schurken als mich ſelbſt!“

Er hielt inne; ſein Athem kam und ging blißſchnell, dann, als hätte er mich völlig vergeſſen, rief er mit einer wilden Geberde: „Pauline, Pauline, mein Lieb, mein Alles, Verloren, verlaſſen! Pauline . . .“

Die jehnſüchtige Zärtlichkeit in ſeiner Stimme ſtürmte mein Blut von Neuem auf, und leiſe ein paar Schritte näher tretend, ſtudirte ich ſein verſtörtes Geſicht, wie man ein ſeltenes Bild ſtudirt. Er merkte es, und ein eigenthümliches Lächeln verzog ſeine Lippen.

„Warum tödten Sie mich nicht?“ fragte er mit einer einladenden Geberde. „Ich würde gern ſterben.“

Ich antwortete nicht ſogleich. Warum ich ihn nicht tödtete! Es war eine thörichte Frage, und ſie ſummte mit thörichterer Beharrlichkeit in meinen Ohren. Um ihr zu entgehen, zwang ich mich zu einer Seitenfrage.

„Warum ſind Sie Prieſter geworden?“ fragte ich.

Er ſeufzte.

„Weil ich mußte,“ antwortete er müde. „Sie werden es mir natürlich nicht glauben, aber Sie verſtehen das nicht, und meine Erklärung würde zu weit führen. Ich konnte mir nicht helfen, die Umſtände ſind oft ſtärker, als der Wille. Nachdem ich geweiht war, wurde ich nach Rom geſchickt und dort unter dem Vorwand beſonderer Gunſt und Protektion zurückgehalten . . . ich ſuchte um Nachrichten von der Heimath . . . es kamen keine . . . und endlich hielt ich es nicht mehr aus und reiſte heimlich nach Paris; ich bin erſt heute angekommen.“

„Und weshalb ſind Sie hier?“ fragte ich, auf den Bald und das rauſchende Waſſer deutend.

„Barum?“ Er ſeufzte wieder und ſah zu dem friedlichen Himmel auf. „Weil hier der Himmel auf das einzige Glück herabſchickte, das ich je kannte. Hier errang ich mir die Liebe das natürliche Geburtsrecht des Menſchen. Aber ich kam auch her, weil ich nicht wagte, irgendwo anders hinzugehen, denn obwohl mir das, was Sie mir eben erzählten, unbekannt war, vermied ich das Haus meines Onkels . . . ich weiß nicht, warum . . . ich fühlte nur, daß ich es nicht mehr betreten durfte.“

Ich ſchwieg und beobachtete ihn.

„Hier haben wir uns heimlich getroffen,“ fuhr er träumeriſch fort. „Hier unter dieſen Bäumen iſt Pauline mit mir gewandelt, ihre kleine Hand in der meinen, ihr Kopf an meiner Schulter. Hier haben wir die herrlichſte Freude geſeſſen, die das Leben geben kann — eine Freude, die Sie nie gekannt haben, Beauvais . . . nein, denn mein Liebſting hat Sie nie geliebt, nur mich, mich allein. Ja, ſelbſt wenn Sie ſie geheirathet hätten und meine Fehler noch tauſendmal größer wären, als ſie ſind, ſie würde mich doch immer lieben!“

„Sie rühmen ſich deſſen?“ ſagte ich heifer. „Sie wagen noch, ſich deſſen zu rühmen?“

Er lächelte triumphirend.

„Ja, ich rühme mich deſſen! So geliebt zu werden, iſt ein Grund, ſtolz zu ſein!“

Meine Hände ballten ſich.

„Werden Sie ſie auſtuchen?“ fragte ich athemlos.

„Ja.“

„Wann?“

„Morgen.“

„Heute iſt noch nicht vorüber,“ murmelte ich, näher tretend und mich bemühend, meine Gedanken in dem tobenden Tumult züſchender und flüſternder Stimmen, die durch mein Gehirn jummten, feſtzuhalten. „Und wenn Sie ſie finden . . . was dann?“

Wie ein Blitz brach die unterdrückte Wildheit in mir hervor, und ohne ſeine Antwort abzuwarten, warf ich mich auf ihn.

Eine Sekunde lang ſtarrten wir einander in die Augen, unſere Geſichter berührten ſich faſt, unſer Athem vermüſchte ſich; dann, dem natürlichen Impuls der Nothwehr folgend, ſtürmte er ſich mir entgegen und kämpfte um ſein Leben. Er war leicht, geſchmeidig und muſkulös und wäre für jeden anderen ein mächtiger Gegner geweſen . . . aber ſeine Kraft war nichts gegen die übermenſchliche Stärke, die ich beſaß, als ſtünde die Kraft von zwanzig Teufeln gegen dieſe eine kämpfende Leben auf. Wilde Stimmen ſangen, ſchrieten und gellen in meine Ohren: „Tödtet! tödtet! tödtet ihn!“ Feurige Kreiſe ſchwammen vor mir her, und einmal, als er unter meinem Griff ſchwankte und faſt fiel, lachte ich laut auf — lachte, während ich wieder auf ihn losſprang und ihn hin- und herſchüttelte, wie ein wildes Thier ſeine Beute ſchüttelt. Dann aber gelang es ihm, meine Arme derart zu packen, daß ich eine Minute lang machtlos

war, und seine großen, dunklen Augen stammten wieder in den meinen.

„Sind Sie wahnsinnig, Beauvais?“ feuchte er. „Wollen Sie mich ermorden?“

Während er sprach, fiel mein Blick auf seinen Hals, der bloß und weiß über dem engen Collare sichtbar war — ich sah, wo ich den Sieg erringen konnte! Ich stellte mich, als taumelte ich . . . unwillkürlich ließ sein Griff nach — in einem Nu hatte ich mich losgerissen — im nächsten umschloßen meine beiden Hände den glatten, vollen Hals wie mit eisernen Klammern . . . fester, fester . . . und das schöne Gesicht über mir wurde dunkel und verzerrt. Die Augen . . . wie sie mich anstarrten . . . wollte das Leben in ihnen denn nie erlöschen?

„Stirb, stirb!“ flüsterte ich zornig, „Gott, daß es so lange braucht, um einen Menschen zu tödten!“

Plötzlich schüttelte ein heftiger Schauer die Glieder, auf denen ich kniete . . . die klopfenden Adern unter meinen Fingern hörten auf zu pulsiren — der Kopf fiel mehr zurück . . . und dann kam Stille! Stille! Grauen? Was war das? Was bedeutete das? Was war dies stumme, starre, starrende Ding dort? War das der Tod? Von Furcht ergriffen, sprang ich auf und sah umher. Ueberall Einsamkeit . . . nur das Flüstern der Bäume und das Scheinern der Sterne. Nur die Natur und das dort . . . die seltsame, stille Gestalt auf dem Grafe, mit den ausgebreiteten Armen. Was hatte ich gethan? Ich dachte nach und betrachtete ineb meine Hände. Sie waren rein. Hatte ich ihn getödtet? Nein, nein, nicht möglich, er war nur ohnmächtig.

Ich trat dicht an ihn heran, nahm seine Hand — sie war warm.

„Guidel,“ sagte ich, und der Klang meiner eigenen Stimme verlegte mein Ohr. „Kommen Sie, stehen Sie auf! Liegen Sie nicht so da, als wenn ich Sie ermordet hätte! Stehen Sie auf, sag ich Ihnen! Unser Streit ist vorüber, wir werden nicht mehr kämpfen . . .“

Stille. Die weitoffenen Augen sahen mich starr an; ein seltsamer Schleier begann sie zu überziehen. Ein Vogel fuhr aus den Zweigen über mir auf und slog durch die Luft . . . Das Geräusch seiner Flügel verlegte mich in kalten Schweiß, und ich fiel, über und über zitternd, auf die Knie. Widerstrebend kroch ich zu der dunklen Masse hin . . . Wenn er todt war . . . dann, dann mußte ich seine Augen schließen! Meine frühere, wahnsinnige Wuth hatte einem schwachen, halb delirirenden Entsetzen Platz gemacht; ich konnte kaum den Muth fassen, die Hände auszutreten und die Augenlider zu berühren . . . dann aber drückte ich sie fest über die glasigen Augäpfel herunter . . . So, jetzt konnten sie mich nicht mehr anschauen!

Mit einem Seufzer der Erleichterung kroch ich wieder weg und stand auf. Was sollte jetzt geschehen? Ich hatte Silvio Guidel getödtet; das war augenscheinlich, und doch bemühte ich mich, mir einzureden, daß es nicht sein konnte. Irgend eine angeborene Schwäche des Herzens mochte es bewirkt haben, nicht aber der bloße Griff meiner Hände. Aber hatte ich nicht die Absicht gehabt, ihn zu tödten? Hatte der Gedanke nicht seit Wochen in meinem Gehirn geschlummert, und war er nicht in dem Moment, als ich ihn anblickte, in Thätigkeit getreten? Ja, es war ein Mord, und ein vorbedachter Mord, wenn die Wahrheit gesagt werden sollte. Ich sah mich furchtsam nach meinem Opfer um und schrie dabei laut auf: Die Augen, die Augen, die ich so fest geschlossen hatte, waren offen — weit offen und noch mehr hervorsteckend. Wie sie mich anstarrten! In wilder Hast stürzte ich zu der stillen Gestalt zurück und drückte meine Finger nochmals hart und schwer auf die kalten, aber rebellischen Lider. Umsonst, sie drehten sich noch unter meinem Druck aufwärts und ließen die Augäpfel wieder frei. Ich söhnte und schauberte, während der Schweiß mir vor Angst von der Stirne rann; und plötzlich zuckte ein furchtbarer Gedanke durch mein Gehirn. Ich hatte Gelehrte sagen gehört, daß die Augen eines Ermordeten in ihrem letzten Blick das Bild des Mörders aufnehmen und daß dieses schreckliche Miniaturportrait getreulich Zug um Zug nachgebildet werden könne. War so etwas möglich? O, warum konnte ich diese Augen nicht schließen? Ich konnte sie mit meinem Abfaß zerstampfen, wenn ich es wagte — doch, ich wagte es nicht!

Eine Zeitlang schwankte mein Gehirn unter dem Druck der stürmenden Gedanken, aber zuletzt kam ich auf die Idee, daß ich den Leichnam auf irgend eine Weise loswerden müßte. Begraben konnte ich ihn nicht; ich konnte ihn nur an das Ufer schleppen oder tragen, das in einiger Entfernung jäh zu dem Flusse abfiel,

und von dort konnte ich ihn in die Seine schleudern. Die Seine aber würde ihn hin- und herschwemmen, mit Schlamm und faulen Gräsen entstellen und ihn vielleicht wie einen Balken an Dörfern und Städten vorbei ins Meer tragen, in das große, mitleidige Meer, wo schon so vieles versunken und vergessen ist. Oder . . . oder er konnte auch gefunden und ans Ufer gebracht werden, aber an diese Möglichkeit wollte ich gar nicht denken, und alle Nerven und Muskeln anspannend, machte ich mich an die Arbeit. Ich hob den Körper vom Boden auf und vermochte es durch gewaltsame Anstrengung, sein kaltes, furchtbares Gewicht auf meinen Schultern zu erhalten, während ich dem Fluß zuschwante. Dort legte ich ihn keuchend nieder — vielleicht war das Leben doch noch nicht ganz aus ihm entflohen!

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage.*)

Von Eugen Mogk.

Als im Jahre 1870 unsere Truppen zu Schutz und Wehr des Vaterlandes ausgezogen, als die Nachrichten von Sieg auf Sieg nach der Heimath kamen, da erhob sich einmal die Barbarossa-Ideologie hoch und freudig die Schwingen. Seit dem Anfang des Jahrhunderts hatte sie nicht geschwiegen. Nachdem K. Rückert durch seine plastische Ballade im Jahre 1871 die alte Sage vom bergentrückten Kaiser auf Grund der Büfching'schen Volksagen zum ersten Male in poetisches Gewand gehüllt hat, klang sie in allen Tönen: klagend in den Tagen der gescheiterten Hoffnung, hoffend in den Zeiten nationalen Aufschwungs, triumphirend im Jahre des großen Krieges. Aber hinter ihrem leichten Aufblähen stand zugleich der Todtengräber aller Sage: die Wissenschaft. G. Voigt war im Jahre 1871 der erste, der dem Anfang und Werden der Sage vom Kaiser Barbarossa nachging; er wies im allgemeinen die Stoffe richtig nach, aus denen dies Gebilde der Volksphantasie entstanden ist. Seitdem hat man auf diesem Felde rüstig weitergearbeitet. Gelehrte wie Koch, Fulda, Gröbler, vor Allem aber Grauert haben den Spaten eingelegt und konnten sich ihrer Arbeit freuen. So war es ein dankenswerthes Unternehmen, daß fast zu derselben Zeit, als auf dem Knyffhäuser die Hülle des Kaiser Wilhelm's denkwürdiges, ein trefflich geschulter Historiker, Fr. Kampers, die Resultate der Forschung der letzten 25 Jahre über diesen Stoff zusammenfaßte und diese ergänzte und zum Theil verbesserte. (Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage. München, Lüneburg.) Er war umso mehr dazu berechtigt, als seine „Kaiserprophetien und Kaiseragen im Mittelalter“, die die erste Auflage des vorliegenden Werkes ausmachen, freudig Aufnahme und Anerkennung gefunden hatten.

Wer die Werkstätte der Volksphantasie scharf beobachtet hat, der weiß, daß nur selten eine Sage aus einer Wurzel gewachsen ist. Wie der Volksgeist knüpft, so löst er auch beständig. Sagen-theile und Sagenmotive schweben gewissermaßen in der Luft; sie werden mit einem Kerne verbunden, mit Personen oder Orten in engeren Zusammenhang gebracht, mit denen sie von Haus aus garnichts zu thun haben. Auch die Barbarossasage ist ein Zeugniß des ewig schaffenden, immer bindenden und lösenden Volksgeistes. Volksthümliches ist eigentlich nur wenig daran; den Hauptstoff hat gelehrte Dichtung gegeben, aber erst als diese sich mit altem Volksglauben verband, wurde die Sage selbst volksthümlich.

Im Mittelpunkt der jüdisch-sibyllinischen Dichtung, die sich bis ins 2. Jahrhundert v. Chr. zurückverfolgen läßt, steht die Prophetie vom Messias als eines gewaltigen weltlichen Fürsten, der ein großes Weltreich mit der Hauptstadt Jerusalem gründen werde. Von den Juden lernten die Römer die Prophetie, und bald träumten auch sie von einem mächtigen Weltreiche unter römischer Cäsar. Besonders spielte Nero, der letzte Spröß aus dem jüdisch-claudischen Geschlechte, dabei eine Rolle. Auch die Christen kannten die Prophetie der Sibylle, allein in ihren Augen konnte Nero nicht der große Friedensfürst sein, sondern ihnen war er der Antichrist der Apokalypse, der dem Weltabbath vorgeht. Dieser Antichrist lebte jetzt fort in der sibyllinischen

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz dem „Magazin für Literatur“, einer von Otto Neumann-Hofer herausgegebenen, im Verlage von Conrad Hopski in Berlin erscheinenden vortrefflichen Wochenzeitschrift.

Dichtung, sein Name aber wurde verändert, seine Heimath nach dem fernern Osten verlegt, als Konstantin der Große das Christenthum zur Staatsreligion erhob und die Christen die römische Kaiserhoffnung angenommen hatten.

Nach dem Untergange des römischen Reiches wurde die sibiylinische Dichtung auf germanische Boden verpflanzt. Karl der Große war der erste germanische Fürst, von dem man ein großes Welt- und Friedensregiment prophete. Wie die Fürsten und Großen Deutschlands, Frankreichs, Italiens die Erben seines Reiches wurden, so theilten sich diese Länder nach dem Vertrag von Verdun auch in die alte Prophetie: in Frankreich erhoffte man ein mächtiges Reich unter einem Karolinger, in Deutschland wählte man von verschiedenen Kaisern, daß sie die von Gott erwählten Friedensfürsten seien, in Italien dagegen stellte man die Prophetie in den Dienst kirchlicher Bestrebungen. Langsam fließt sie dahin bis zur Zeit der Stausen. Da trat im Ausgange des 12. Jahrhunderts Joachim von Fiore in Unteritalien auf und lehrte von den drei großen Zeitaltern des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Das zweite sollte 1620 seinen Abschluß haben, und nach ihm würde der große Weltentabboth des heiligen Geistes beginnen. Diese Lehre fand fruchtbareren Boden. Es war zu einer Zeit, wo die Kämpfe zwischen den Stausen und dem Papste tobten. Allerorten erklang der Ruf: In die Wels, hie Waibling. Besonders heftig war der Kampf in Italien unter Friedrich II. Auch die Joachimiten nahmen an ihm Theil; sie zogen den Kaiser in die Lehre hinein: es ist der Antichrist, der dem Evangelium aeternum vorangehe. Gegen solche Auffassung sträubt sich der waiblingische Geist in Deutschland, besonders der Joachimiten diesseits der Alpen: ihnen ist der Kaiser und König nicht der Antichrist, sondern der verheißene Friedensfürst, der in Jerusalem das neue Reich errichten, die Mohammedaner vernichten, den sündigen Klerus bestrafen werde. Im Streite der Gelehrten gewinnt so die alte sibiylinische Weissagung neuen Boden. Zugleich verknüpfen sich damals neue Stoffe mit ihr. Die Legenden vom Priesterkönig Johannes, die die mittelalterliche Literaturbeherrschten, werden auf Friedrich II. übertragen, und der heilige Schild, den einst Johannes getragen hat, der Schild, durch den der dürre Baum von neuem zu grünen beginnt, kommt aus den Händen des orientalischen Priesters in die des germanischen Königs.

Da stirbt 1250 Friedrich II. schnell und unerwartet zu Fierenzuola in Unteritalien. Nirgends, weder diesseits noch jenseits der Alpen, wollte man recht an seinen Tod glauben, und überall fand das Gerücht Verbreitung, er lebe fort. Schnell war an solches Gerücht alter Volksglaube geknüpft, und durch diesen wird die Sage gelehrter Dichtung auf volkstümlichen Boden verpflanzt.

Nach altgermanischen Volksglauben leben die Seelen der Abgeschiedenen in Bergen fort. Wir dürfen nicht, wie es so oft geschieht, in diesen Bergen überall alte Wodansberge mittern. Auch vom Kyffhäuser hat Professor Gröskler in Eisleben gezeigt, daß es nicht der alte Wodansberg sein kann, für den ihn Fulda erklärt hatte. Läßt der Germane ganz allgemein den Todten im Berge fortleben, so haben natürlich auch seine Lieblingshelden nach ihrem Erbdasein hier ihren Aufenthaltsort und führen da ein Leben, ähnlich ihrem Leben auf dieser Welt. So leben Karl der Große, Heinrich I., Siegfried, selbst noch Erzherzog Karl von Oesterreich, Andreas Hofer u. a. in Bergen fort. Auf ähnliche Weise ließ man auch Friedrich II. fortleben, zumal man an seinen Tod überhaupt nicht glauben wollte. Wir brauchen dabei nicht einmal anzunehmen, daß der in Aetna ruhende Artus der unmittelbare Vorgänger Friedrich II. gewesen sei: die Artus- und Friedrichsage sind nur aus gleicher Wurzel hervorgegangen.

Seit Friedrich II. gehen zwei Schichten der Kaiserprophetie nebeneinander her: eine mehr gelehrte, in der nach alter Weise die Hoffnung auf einen lebenden Fürsten gesetzt wird, und eine mehr volkstümliche, nach der Kaiser Friedrich, der im Berge fortlebt und einst erwachen und sein Kaiserthum aufs Neue gründen wird. Beide Vorstellungen vermischt sich zuweilen. Das ist namentlich der Fall in Thüringen: hier lebte Friedrich der Freidige, mütterlicherseits ein Enkel Friedrichs II. Von ihm erzählte man sich, er sei der wiedergekommene Staufer, auf ihn übertrag man, was man von Friedrich II. berichtete, auch er sollte nach dem Tode fortleben. So war die Sage nach Thüringen gekommen, und Lokalpatriotismus pflegte sie hier. Im 14. Jahrhundert war dann Friedrich der Freidige verdrängt, sein mächtiger Großvater hatte ihn aus dem Sattel geworfen. Damals schwebte noch die Sage vom Kaiser Friedrich im Berge frei herum: am

Untersberg in Salzburg, bei Kaiserslautern und anderen Orten ließ man den Kaiser ruhen. Ein sonderbares Ereigniß sollte im 16. Jahrhundert diese Orte zu Gunsten des Kyffhäusers verdrängen: Im Jahre 1546 fanden Hirten aus der Gegend von Tilleba auf der Ruine des Kyffhäusers einen wunderbaren Menschen, und dieser erklärte, er sei der Kaiser Friedrich und wolle der Welt Frieden bringen. Das Ereigniß verbreitete sich schnell durch die deutschen Lande und fand beim gemeinen Manne freudige Aufnahme und Glauben. Wohl stellte sich bald heraus, daß dieser falsche Friedrich nichts anderes war als ein geisteskranker Schneider aus Langensalza, und seine Kaiserambidatur war schnell beseitigt. Doch im Volke konnte der Glaube an ihn nicht getilgt werden: der Kyffhäuser als Aufenthaltsort des bergrückten Kaisers wurde jetzt weiteren Kreisen bekannt, und bei den Bewohnern von Tilleba und Frankenhäusen erhielt die alte Sage neue Nahrung. Zu derselben Zeit, im 16. Jahrhundert, war auch nach anderer Richtung eine Veränderung mit ihm vorgegangen: an Stelle von Friedrich II. war sein Großvater Friedrich Barbarossa getreten, der von jeher beim deutschen Volke beliebter gewesen war und von dem man schon im 13. Jahrhundert erzählt hatte, was sein Enkel Friedrich II. gethan. So wird die Friedrichsage von der Barbarossasage abgelöst.

Auch in den Kyffhäuser ist an Stelle Friedrichs II. Friedrich Barbarossa gezogen. Letzterer ist es gewesen, der im Anfange des vorigen Jahrhunderts hier die Volkspantastie beschäftigt hat, als der Nordhausener Pphitler Behrens die Sage in der Gestalt aufzeichnete, wie sie durch Büsching, die Brüder Grimm und vor Allem durch Fr. Rüdert Gemeingut des deutschen Volkes geworden ist. Seitdem hat sich der Barbarossasage die Barbarossadichtung zugesellt. Friedrich II. war vergeten, Friedrich Barbarossa weilt im Kyffhäuser. Er ist der Herrscher, der einst wiederkommen, der die deutschen Stämme einen, der sie durch Krieg und Sieg zum Frieden führen, der an dürren Baum seinen Schild aufhängen werde. Auf ihn hat man in unirenen Jahrhunderte gehofft und gebaut, ihn hat man in Kaiser Wilhelm als den erwachten Weltentaiser gefeiert, ihm haben die deutschen Krieger neben ihrem Feldherrn und Führer das Kriegerdenkmal gewidmet. Auf diesem thronen jetzt beide Lieblinge des Volkes, der des Mittelalters und der des neuen Reiches, nebeneinander und nehmen Antheil an dem Wohl und Wehe ihres Landes. — Wie Friedrich Barbarossa, ist auch Kaiser Wilhelm zu seinen Vätern gegangen. Aber seit diesem Jahre ruht allen sichtbar sein Geist auf dem Scheitel des Kyffhäusers, wie der Barbarossas Jahrhundert in dem Berge geweilt hat, und von hier aus ruft er bittend und mahnend zugleich den Völkern zu, die er einst durch Kampf zum Sieg geführt hat:

Seid deutsch und einig!

Der große Sonnenfleck.

Das strahlende Bild der leuchtenden Sonne gilt heute noch für Viele als das Ideal der Reinheit und Makellosigkeit. Wer aber je Gelegenheit gehabt hat, durch ein Fernrohr den Gluthball unseres Tagegestirns zu erblicken, dem stellen sich ungeahnte Vorgänge vor Augen, die mit jedem Augenblicke sich wechselnd gestalten. Ein Stößen ohne Zweifel, ein Gähnen und Kochen tobender Elemente scheint es zu sein, ein Emporziehen gewaltiger rother Flammen, ein fortwährendes Bilden und Auflösen. — Ungemein vielartige Einzelheiten, größere und kleinere Poren werden deutliche, helle unregelmäßige Streifen, schwimmenden Schaumflocken ähnlich, die sogenannten Sonnensadeln, zeigen sich, und zuweilen endlich werden jene dunklen, von matten Lichte umflossenen Massen, die Sonnensflecke, oder auch ganze Gruppen von Flecken sichtbar, die mehr als alles Andere die Aufmerksamkeit des Beobachters fesseln.

Wie das L. T. mittheilt, ist in diesem Augenblicke ein mächtiger und außergewöhnlich großer Fleck mit einer ganzen Schaar kleiner im Geleit auf der Sonnenoberfläche zu sehen. Er hat jetzt genau die Mitte der Scheibe erreicht und zieht allmählich in der Richtung nach Westen weiter, um wahrscheinlich gegen den 14. dieses Monats am Westsaum zu verschwinden. Der sogenannte Kernfleck, der dunkelste Theil mit den brüdenförmigen Streifen, die ihn durchziehen, der ihn schleierförmig weit umspannende, mattscheinende Halbschatten, die Benumbra, mit der seinen feder- und fadenförmigen Struktur, die den Fleck umgebenden Faceln, die Bewegung in den benachbarten Theilen,

Vor Allem die unaufhörliche Veränderung der Erscheinung, heute in dieser, morgen in jener Verzackung und Zerrung, machen den jetzt sichtbaren schönen Sonnenfleck zu einem der interessantesten Objekte für teleskopische Beobachtung.

Wer ein scharfes Auge hat, vermag ihn auch ohne Fernrohr zu erkennen, wenn er sich eines geschwärzten Glases bedient und alles Seitenlicht durch Verdecken mit den Händen abschließt. Der Hauptfleck erscheint dann als kleiner schwarzer Punkt, dessen Krienausdehnung man sich kaum vorzustellen vermag. Flecken, deren Durchmesser geringer ist als 100 Meilen, nennt der Astronom Boreen und wirkliche Sonnenflecken von 1000 Meilen Durchmesser sind eine häufige Erscheinung, sie nehmen beispielsweise die Fläche von ganz Afrika ein. Der jetzt sichtbare Fleck mag aber an Größe den Durchmesser der Erde annähernd um das Fünffache übersteigen und nimmt einen noch größeren Raum ein, wenn man die zugehörige, von einem gemeinschaftlichen Hofe eingefasste große Gruppe, welche im Gefolge des großen Flecks sich zeigt, hinzurechnet.

Die größte der Fleckengruppen, wie sie seit 1873 nicht wieder beobachtet werden konnte, war die im Februar 1892, deren centraler Fleck sich über 15 Grad in Länge und 8 Grad in Breite ausdehnte. Als dieser Koloss die Mitte der Sonnenscheibe passirt hatte, wurden auf den magnetischen Observatorien zu Potsdam, Kew und Greenwich, sowie an vielen anderen Orten außerordentlich starke magnetische Störungen beobachtet, denen ein glänzendes Nordlicht entsprach, welches bald nach Mitternacht in höheren Breiten sowohl als auch in den Vereinigten Staaten und selbst in einigen Gegenden Deutschlands sehr deutlich beobachtet werden konnte.

In der magnetischen Deklinationsnadel in Potsdam waren die Schwankungen so große, daß sie auch ohne alle Apparate mit bloßem Auge hätten bemerkt werden können, denn es kamen Ablesungen bis zu 3 Grad von der normalen Mittelzahl der Nadel vor, und mitunter änderte sich die Einstellung derselben binnen 2 Minuten um 2 Grad.

Wie soll man sich diese auffallenden Störungen in den magnetischen Erscheinungen der Erde erklären? Zweifellos als Folgeerscheinungen jener gewaltigen Vorgänge auf der Sonnenphotosphäre, die in der Bildung des großen Flecks ihren sichtbaren Ausdruck fanden.

Daß ein Zusammenhang der Sonnenflecke mit dem Erdmagnetismus besteht, ist heute nicht mehr von der Hand zu weisen, Beobachtungen dieser Art sind zu häufige und übereinstimmende; aber mit dieser Erkenntnis verknüpft sich die Entscheidung der naheliegenden Frage: Was ist ein Sonnenfleck? Ist es eine unserer irdischen Cyclonen an Natur ähnliche Erscheinung, wie man allgemein annimmt? Oder ist in den Sonnenflecken einer Wirkung jener elektrischen Entladungen zu suchen, welche künstlich die Verdampfung an der Sonnenoberfläche beschleunigen und so an den Stellen, wo sie stark sind, eine Erhaltung, einen Sonnenfleck, erzeugen?

Die Sonne selbst ist, daran darf man nicht zweifeln, der Sitz gewaltiger elektrischer Energien. Die Koronenscheibe sind elektrische Entladungen, die diesen Energien ihre Entstehung verdanken, und die Sonnenfinsternisse offenbaren uns im Aufleuchten der Corona das Ausströmen großer Elektrizitätsmengen aus dem Gluthball der Sonne. Aber wie wären dann die periodischen magnetischen Erscheinungen, die in dem Verlauf der Fleckenhäufigkeit ihren Ausdruck finden, zu erklären?

Nach Ablauf von bald 3 Jahrhunderten, während welcher man den Gang des Sonnenflecken-Phänomens kennt, weiß man, daß die Zahl der Sonnenflecke eine regelmäßige Zunahme und Abnahme zeigt. Schon 1843 machte Schwabe in Dessau diese Entdeckung, und Professor Wolf in Zürich hat sie seitdem aufs Eifrigste verfolgt und nach allen Richtungen bis in die Gegenwart weitergeführt. Die Dauer der Periode von einer Fleckenhäufigkeit zur anderen ist 11,18 Jahre. Wie also würde dann diese Periodizität zu erklären sein? Der rühmlichst bekannte englische Physiker Schuster glaubt neuerdings, sie auf eine periodische Aenderung der Leitungsfähigkeit des Weltraumes zurückführen zu sollen, welche ihrerseits durch meteorische Materie, die gerade in den bekannten elf Jahren eine Rotation um den Sonnenball ausführt, bedingt sein könnte. Das ist eine neue Hypothese zu den zahlreich vorhandenen. Sicherlich sind wir noch weit davon entfernt, das große Geheimniß unserer Sonne aufzudecken.

Allerlei.

Blüthenlese aus den „Lustigen Blättern“

Praktisch.

Student: Herr Buchdrucker, können Sie mir tausend mittelfeine Briefbogen folgendermaßen bedrucken:

Jena, Datum des Poststempels.

Sehr geehrter Herr!

Leider kann ich Ihnen Ihre Rechnung erst am 1. des kommenden Monats bezahlen.

Hochachtungsvoll

Rummel, stud. med.

Buchdrucker: Gewiß, können Sie in einigen Tagen haben.

Student: Schön, dann senden Sie dieselben in meine Wohnung. Ein Exemplar können Sie der Kürze halber übrigens gleich hier behalten.

Jeder von seinem Standpunkt.

Gast: Was kostet eine Portion Rehrbraten?

Kellner: Eine Mark fünfzig.

Gast: Bringen Sie mir eine Portion!

Der Kellner geht in die Küche, wo ihm gesagt wird, daß kein Rehrbraten mehr da ist.

Kellner: Rehrbraten giebt's nicht mehr, lieber Herr, wissen Sie was, essen Sie drei Portionen Kalbsbraten, die kosten gerade so viel.

Höchste Kulturstufe.

„Ist's denn immer noch so arg in Afrika?“
Reisender: I bewahre, jetzt giebt's dort sogar schon Beschweidebücher.

Schranzenstyl.

... Hierauf geruhnten Hoheit das Echo zu wecken, welches devotest Antwort gab.

Disziplin muß sein.

Unteroffizier: Warum stehen Sie nicht still, Einjähriger?

Einjähriger: Eine Kliege trabbelt auf meiner Nase.

Unteroffizier: Die hat mit stille zu stehen, verstanden!

„Ansichts“-Sache.

Kurtchen (zu seiner schon ein wenig antiken Tante): Tantchen, Du siehst von hinten gerade so aus, als ob Du von vorne hübsch wärest!

Günstige Gelegenheit.

Richter: Sie wissen gar nichts über den vorliegenden Fall? Ja, warum haben Sie sich denn vorladen lassen?

Zeugin: Weil ich den Herrn Referendar nie zu Hause treffe; er ist mir noch fünf Mark für Wäsche schuldig.

Aus dem Gerichtssaal.

Richter: Was sind Sie?

Zeuge (Student): Durstig.

Im zoologischen Garten.

Der kleine Max (vor dem Elefantenzwinger): Papa sind da die Thiere, die aus Müden gemacht werden?

Schlimmes Zeichen.

„Sie sehen ja so betrübt aus, Herr Meyer. Was ist Ihnen denn?“

„Meine Schwiegermutter ist gekommen.“

„Auf wie lange?“

„Weiß der Himmel — diesmal hat sie gar ihren Abreißkalender mitgebracht.“

Trumpf.

Herr: Wie alt sind Sie, wenn ich fragen darf?

Fräulein: 28 Jahre.

Herr: So alt sehen Sie aber wirklich noch nicht aus.

Fräulein: Ich bin sogar noch älter!

Falsch angewendet.

Bachsch: Mama zankt mich immer so sehr aus, wenn ich bei der Hitze im Freien spazieren gehe und meine Haut von der Sonne verbrennen lasse!

Großmutter: Haut? — Ein gebildetes anständiges Mädchen sagt nicht Leint!

Bachsch: Und es sollte doch der Mama gewiß lieber sein, wenn ich mich im Freien ergebe, als wenn ich mich zu Hause auf den Bärenteint lege!

Ein „praktischer“ Arzt.

Patientin: Sie sagten mir doch, ich solle die Zunge herausstrecken, Herr Doktor; das thue ich nun schon 10 Minuten. Sie haben sie sich aber noch nicht einmal angesehen.

Arzt: Das ist auch nicht nöthig, ich wollte nur in Ruhe das Nezept schreiben.

Verantwortl. Redacteur: Dr. Waith. ^{Graben}ischen. Rotationsdruck und Verlag von Otto I. Heile, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.